

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 174. Bromberg, den 3. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste**.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ferdinand traf sie später heimlich im Dunkeln. Er glaubte, sie werde nun jammern, aber sie war ganz ruhig, fast heiter — so, wie er sie noch nicht kannte. Sie war es, die ihn tröstete, sie sagte, es wäre am Ende zum Guten für beide, wenn sie nun ginge.

„Wenn du mich dann später immer noch magst, kannst du mich ja wiederholen . . ."

„Das ist gewiß, daß ich dich wiederhole. So gewiß wie ich der Bauer auf diesem Hof werde, so gewiß wirst du die Bäuerin werden. Glaubst du wohl . . .?"

Sie strich ihm über das Haar:

„Ja, ja . . .", sagte sie und sah ihn lange an. Wieder kam es, daß er ihren Blick nicht bis zum Ende ertrug. Er blinkerte mit den Augen und lachte:

„Das möchtest du doch gewiß gerne, Bäuerin auf einem Vollhof werden — nicht?"

Sie antwortete nicht. Sie hatte nicht einmal zu Beginn ihrer Liebe den Hoferben in Ferdinand gesehen, nur den Mann, der ihr sein freies Wesen, sein lautes, lachendes Begehren gewiesen und der ihre Seele aus der Furcht erlöst hatte an jenem Juniabend, als er selbst dann so zaghaft und still vor ihr geworden war. Da war sie, eben der eigenen Kindheit entstiegen, unmerklich ins ewig Mütterliche gewachsen, sie hatte gelächelt zum erstenmal über den großen Jungen, von dem sie sich die Liebe nun lehren ließ . . . Er war der große Junge, mit dem sie den schweren Gang übers Moor gegangen war — den Gang, auf dem er ein wenig fremd geworden war . . . Aber sie liebte ihn doch, sie hatte wohl Angst um ihn, weil er nicht schon da war, wo sie nach dem Überschreiten des Moores angelangt war. Doch sie glaubte, daß er nachkommen würde, und so stand er in ihrer Hoffnung. Nein, es war nicht der Erbe des Vollhofes, auf den sie hoffte und wartete.

Sie küßte ihn leicht, mit kaum bewegten Lippen. Das alles, was dunkel und stark eben durch ihr Herz gezogen war, verklang endlich in diesen Worten, um die sie selber kaum wußte:

„Es muß nicht ein Vollhof sein, Ferdinand . . ."

Er schüttelte den Kopf und wußte nichts zu erwidern; er küßte sie nur.

Am anderen Morgen verließ die Magd Lina den Cordeshof.

Sie hatte ihre feiertägliche Kleidung angelegt, sie ging so leicht und ruhig, als ob sie eben einen kleinen sonntäglichen Gang anträte. Sie hatte einen festen, von Kraft und Willen herrlich gesättigten Schritt, der doch ein Schweben war in der ausgewogenen Fülle der Hüften . . . . Sie war gewachsen in diesen Jahren, sie war als ein Kind gekommen und sie ging als ein junges Weib. Ferdinand sah sie vom Fenster des Pferdestalles aus, sie blickte noch einmal halb zurück, ehe sie um die Ecke der Scheune bog, und er seufzte auf.

Lina ging nicht in das Haus ihres Vaters, sie bog auf die breite Straße ein, an deren Ecke der Cordeshof lag. Es sah wahrhaftig so aus, als ob sie spazieren ginge, als ob sie zum erstenmale diese Straße entlang schritte, zum ersten Mal mit staunend geöffneten Augen die Schönheit dieses Dorfes genösse. Und vielleicht war es so, weil sie fühlte, daß sie zum letzten Mal auf lange Zeit hier gehe . . .

Das Dorf — nein, das Dorf sah sie ja nicht, denn man sah das Dorf vor Höfen nicht: da lag, im Schatten seines Hains, ein Hof, dessen Dälentor mit seinen drei bunten Schützenscheiben listig durch die Eichen blinzelte. Hernach sah sie dann wieder Weiden mit buntscheckigen Kühen darauf und dann wieder einen hohen Eichenhain, in dem der nächste Hof verschwand und wieder Weide und Bach und Schweigen, ehe der nächste Hof kam. Es war alles so weit und frei, es war alles mit dieser schönen, von selbst verständlichen Verschwendung des Raumes angelegt, darin diese stillen Menschen einsam erwuchsen. Sie fühlte in dieser Stunde gar tief, daß sie selbst so ein Mensch war, der viel Raum zwischen sich und die übrige Welt legte . . .

Tief unten am Ende der leise sich senkenden Straße, da, wo der Wald schon über die Felder winkte, lag die Schule. Lina bog in den kleinen Vorgarten vor dem Hause des Lehrers ein und spähte in die dichte Laube, in der sie Andreas Zerries bisweilen angetroffen hatte, wenn sie ihn Sonntags einmal aufsuchte . . . Aber er war nicht dort, und so ging sie ins Haus hinein. Die Tür zum Wohnzimmer stand offen und aus ihm drang der starke berauschende Duft von frisch bereitetem Kaffee. Eine kleine Pfeife schrillte — die Kaffeemaschine des Meisters tat ihre Pflicht. Der Meister stand vor der dampfenden Nickelkanne und drehte an einem zierlichen Hahn, er wandte sich um, als er Linas Schritte hörte, sein Gesicht behielt das Schmunzeln bei, das die Erwartung des morgendlichen Trankes ihm schon abgeschmeichelt hatte.

Jetzt dröhnte die Uhr im Dachreitertürmchen des Hauses ein Mal — halb sieben Uhr war es . . . Andreas Zerries liebte es, in Ruhe Kaffee zu trinken, er hatte noch gute Zeit bis zum Beginn des Unterrichtes.

Er stand da in einem flauschig weichen, bunten Morgenrock, der mit seidener Kordel über dem kleinen Bauch geschlossen war; die lustig gesträubten Troddeln fehlten nicht an den Enden der Schnur . . . An den Füßen trug er zierliche rote Pantoffeln aus feinem Leder. Er war kaum mittelgroß, doch breit in den Schultern, in deren schützendes Gehege sich der nahezu halslose Kopf ein wenig zu tief verkrochen hatte. Der Kopf war auch nicht sehr beweglich, und wenn Andreas Zerries zur Seite blickte, pflegte der ganze Oberkörper gewichtig den Blick zu begleiten. Da, wo Hals und Nacken gemeinhin zu finden sind, schob sich der Rockkragen ungebührlich hoch, fast bis zur halben Höhe des Hinterkopfes, so daß des Schulmeisters Antlitz noch tiefer versunken schien in den Schatten eines etwas mürrischen, oft

billigen Ernstes, den seine Züge trugen, wenn nicht, wie eben jetzt, eine Kaffeemahlzeit bevorstand. Aber der Duft des Kaffees löste wie Zauber dieses Gesicht, und das edle Getränk war zur Sage geworden unter den Dörflern, denn manchem schon hatte der Meister zur Kaffeestunde Rat und Hilfe gespendet.

Andreas Zerries forderte das Mädchen mit einer überraschenden Grazie des einladend ausgestreckten Armes zum Sitzen auf, wandte sich nochmals wortlos und sorgfältig seiner Kaffeemaschine zu, schnüffelte mit breiten Nüstern in die Tülle hinein, nickte befriedigt und füllte zwei Täßchen mit der schweren duftenden Köstlichkeit. Noch sprach er kein Wort. Er holte Brot, Honig, Butter und nun pfiff er bereits vor sich hin, er holte aus zum genußreichen Beginn seines Tagewerks und knurrte Lina die Einladung zu, sein Frühstück zu teilen.

Lina begann schweigend mitzutun. Sie hatte kaum etwas zu sich genommen in der Erregung des Abschieds, den ihr der stumme harte Händedruck des Bauern und der Bäuerin weinendes Gesicht nicht eben erleichtert hatten. Jetzt wurde ihr freier zu Sinne, sie aß und trank und keineswegs zimperlich, sondern mit vollem Behagen.

Dann, nach getanem Werke, richtete sich des Schulmeisters fragendes Antlitz auf sie und sie zögerte nicht, zu sagen, weshalb sie am frühen Morgen wochentags in Sonntagskleidern spazieren gehe.

Andreas Zerries grinste, gar nicht erstaunt: er sagte:

„Da weiß ich nun also, warum Cordes Ferdinand durchaus den Bollmoorhof nicht haben wollte ... Ehrlich gesagt: ich hab's mir gedacht."

„Warum ...?"

„Weil ich ihn kenne und dich kenne. Ganz gut so, ich gratuliere."

„Daß ich aus dem Hause gejagt bin ...?"

„Du brauchst nur zu warten — dann kannst du feierlich wieder einziehen."

„Auf nichts mag ich warten! Ich mag nicht auf den Tod von Cordes Vater lauern oder darauf, daß Ferdinand Wort hält."

„Was möchtest du denn?"

„Ich möchte so leben, als ob das alles nicht wäre. Arbeiten, wie ich kann und glauben können, daß alles so kommt, wie es kommen muß. Aber nicht lauern ..."

Andreas Zerries sah sie scharf an:

„Das Glauben kann ich dir nicht beibringen, da mußt du schon zum Pastor gehen ... Deshalb bist du ja auch nicht zu mir gekommen — aber du bist doch gekommen ..."

Sie widersprach nicht.

„Bliebe also das Arbeiten. Eine Stelle als Bauernmagd werde ich dir nicht beschaffen."

Kein Wort auf ihrer Seite.

„Ich hab dir vor Monaten schon ein paar Mal gesagt, daß meine Schwester in Hamburg mich gebeten hat, ihr ein gutes Mädchen zu besorgen — ich weiß nun, warum du nichts davon hören wolltest ..."

Sie nickte schwach, schwieg ...

„Allerdings müßte es ein ganz besonders tüchtiges, fleißiges, zuverlässiges und kluges Mädchen sein."

Sie wurde rot, ihr Kopf senkte sich tief.

„Ja, sozusagen eine Vertrauensperson, der man das Haus überlassen kann. Meine Schwester ist mit ihrem Mann den ganzen Tag über im Geschäft ... Es wäre ein feiner Posten."

„Ich weiß es wohl ...", sagte sie leise.

„Und gut bezahlt ... sehr gut."

Sie horchte auf, ein Gedanke kam ihr — ein Gedanke, den sie bislang, wenn er sich je einmal regen wollte, scheu und bang erstickt hatte.

„Glauben Sie wohl, daß man sich ... in dieser Stellung eine kleine Aussteuer verdienen könnte ..."

„Wenn man lange genug aushält — warum nicht? Es brauchen am Ende gar nicht die sieben biblischen Jahre zu sein. Bald dreimal so viel Monatslohn wie die Bauern werden sie schon zahlen dort."

Ihr schwindelte.

„Dreimal soviel ...", sagte sie ganz entsetzt, „das wäre ja im Jahre ..."

„Nun — du warst doch immer die beste im Rechnen ..."

„Ja — aber soviel ..."

„Hauskleidung wird geliefert, auf Wäsche kommt es auch nicht an ... Das haben sie ja im Geschäft."

Sie zitterte am ganzen Leibe vor Ungeduld.

„Wann könnte man denn dort antreten ...?"

Zerries griff nach einem Brief, der auf dem Schreibtisch lag.

„Das könnte und müßte bald sein. Meine Schwester hat mir geschrieben, daß sie zum Monatsersten neue Hilfe nötig hat. Sie hat wieder einmal kein Glück gehabt mit dem letzten Mädchen. Du weißt ja, wie sehr die Leute in der Stadt nach den braven Mädchen aus der Heide verlangen ... Soll ich ihr schreiben, daß du kommst? Ich habe Vollmacht, zu mieten."

„Ja, schreiben Sie ...", sagte sie und stand auf.

„Aber — bist du denn auch brav ...? Und willst du brav bleiben?"

Er meckerte sacht und faßte sie unter das Kinn ...

„Brav, ganz brav ..." Sie sah ihn aus dunklen Augen ernsthaft an. Sie dachte an ihren großen Jungen auf dem Cordeshof und an die Aussteuer, für die sie leben und schaffen wollte ...

„Dann schreibe ich also ... Gemacht!"

Er reichte ihr die Hand, und sie schlug ein.

Zu Hause hatte sie einen Zornesausbruch zu überstehen: der eiserne Möller glaubte nicht daran, daß Cordes Ferdinand eine Magd heiraten würde, er schalt die Tochter, daß sie sich durch solche einfältige Liebesgeschichte die gute Stelle verdorben habe. Da erzählte sie von des Lehrers Angebot, von der Abmachung, die sie getroffen, kaum, daß sie den Cordeshof verlassen hatte ... Als sie die Höhe des Lohnes nannte, wichen alle Vorwürfe einer schier ehrfürchtigen Stille: Diese Zahlen machten selbst das Herz des eisernen Möller weich, seine strengen Blicke gefügig ...

Die Erwähnung des Kleidungs- und Wäschegeschäftes der neuen Herrschaft ließ handgreifliche Wünsche der durchaus praktisch gesinnten Mutter hinsichtlich günstiger Einkaufsmöglichkeit laut werden — und endlich gestattete man Lina, bis zum Monatsersten das Brot des Elternhauses zu essen und sich die Butter dazu auf dem Acker als unbesoldete Magd zu verdienen ...

In dieser Arbeit verging ihr das Denken, das Zweifeln, die Ungeduld. Ein paar Tage vor dem Ersten traf ein freundlicher Brief von der neuen Herrschaft ein, dazu Reisegeld und ein reichlich bemessener Mietstaler. Die Eltern und die Schwestern blickten mit Stolz und Staunen auf Lina, die mit so sicherer Hand auf der Postanweisung quittierte ...

Am Abend vor ihrer Abreise traf sie sich heimlich mit Ferdinand. Er war gerührt und hatte Tränen in den großen Augen; er gelobte ihr Treue und ließ sich von ihr das Gleiche geben. Sie küßten sich lange ... Kurz vor dem Abschiednehmen fiel ihm wieder noch etwas ein: nämlich, die Mutter hatte ihm insgeheim gesagt, sie würde sich freuen, wenn es am Ende noch käme, wie Ferdinand es wünsche, und sie habe auch Lina von Herzen gern ... Und wenn nun auch noch eine Aussteuer, ein richtiger „Kistenwagen", hinzukäme, so würde das nicht zum Schaden sein ... Er stotterte — das habe die Mutter gesagt, ihm selber natürlich komme es nicht darauf an ...

Lina fiel ihm ins Wort: sie fahre nach Hamburg und wenn sie wiederkäme, dann würde ein Kistenwagen zur Stelle sein, gleichviel, in welchen Hof er einfahren würde.

Damit riß sie sich los von ihm.

III.

Drei Jahre lebte Lina, die Magd, in der großen Stadt Hamburg. Sie lebte in guter, geordneter Welt, bei Menschen, die ihr Schutz boten vor dem wüsten Ansturm der billigen Lockungen dessen, was sie laut und lärmend „das Leben" hier nennen hörte — aber sie hätte in einer viel schlimmeren Umwelt leben können, etwa in einem verrufenen Hause oder in einer Matrosenschenke des Hafens: sie war eine von den unversehrbaren Töchtern der Erde, deren Augen durch allen wehrenden Dunst immer wieder unbeirrt in einen neuen Himmel der Güte schauen. Wie sie berufen sind zum Gebären vor allen anderen, so sind sie geschickt, sich selbst immer wieder neu zu gebären aus den Wehen der Welt. Sie sind rein und stark trotz allen Schmutzes und aller Erbärmlichkeit, die oft sie umgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Generaldirektor und das Mädchen.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Als Herr Lingenberg — „Generaldirektor Peter Lingenberg“ stand in der Fremdenliste — an diesem Morgen den gewohnten Gang hinunter machte, zum Strand, traf er seinen Freund Westphal nicht an. Ihn nicht und seine Frau auch nicht. Wohl standen die Strandkörbe wie immer einander dicht gegenüber, aber in dem einen saß nur Brigitte, des Freundes einziges Töchterchen, und sonst niemand.

Brigitte Westphal, da sie den Freund des Vaters plötzlich vor sich sah — sie hatte eben noch in einer illustrierten Zeitschrift geblättert — erhob sich rasch und artig, knickste und wurde ein bißchen rot.

„Nun, Gitta“, sagte der Generaldirektor und reichte dem Mädchen die Hand. „Und der Vater — wo ist der geblieben? Wahrscheinlich verschlafen, was?“

„Nein, verschlafen — das nicht“, erwiderte das Mädchen mit leiser Verlegenheit. „Die Eltern lassen schön grüßen, und sie kommen heute nicht an den Strand. Sie haben gestern einen Bekannten getroffen, der sie zu einem Ausflug in seinem Wagen einlud, und sie glaubten, diese Einladung nicht ausschlagen zu dürfen.“

„Na, ja, natürlich“, meinte der Generaldirektor und lächelte ein wenig über diese wohlgesetzte und offenbar sorgfältig vorher eingeübte Rede des Mädchens. „Das verstehe ich. Man soll, wenn es sich einigermaßen vermeiden läßt, niemanden verletzen, es mit niemandem verderben. Das Leben ist so, daß wir gute Freunde, wohlmeinende Bekannte überall gebrauchen können — es lebt sich schwer unter lauter Feinden. Und im übrigen ist so ein Ausflug selbstverständlich auch eine sehr hübsche Abwechslung, nicht wahr?“

„Ja“, sagte Brigitte und sah dabei in die Ferne, die sich, Himmel und Wasser und sonst nichts, vor ihnen ins Grenzenlose dehnte.

Der Generaldirektor lächelte zum zweiten Male, jetzt über sich selbst. Weil er vor diesem kleinen Mädchen ein Stückchen seiner Lebensphilosophie ausgepackt hatte, für das Brigitte gewiß weder Interesse noch Verständnis aufbringen konnte . . .

„Schade“, dachte er, während er sich schnell und geschickt entkleidete, im Schutze des Strandkorbes. „Gerade heute . . .“ Ihm fiel der Brief ein, den er am Morgen erhalten hatte. Ein schlimmer, unerfreulicher Brief war es, der ihm Sorgen machte. Er hätte gern darüber mit seinem Freund Westphal gesprochen, diesem einzigen Menschen, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Aber das ging nun nicht.

Die beiden saßen einander gegenüber, jeder in seinem Strandkorbe, der Generaldirektor und das Mädchen. Brigitte sah ihn erwartungsvoll an, schien darauf zu rechnen, daß er irgend etwas sage.

„Und du, Gitta“, sagte er deshalb, um diese Erwartung nicht zu enttäuschen, „hat man dich nicht mitgenommen?“

„Ich wollte nicht mit“, entgegnete Brigitte und errötete wieder ganz zart. „Ich bin lieber hier unten, am Strande.“

„Warum?“ hätte er nun fragen müssen. Obgleich es eine zwecklose Frage gewesen wäre, denn Brigitte war schon jetzt fest entschlossen, sie mit irgendeiner belanglosen Antwort aus der Welt zu schaffen.

Aber der Generaldirektor stellte sie gar nicht, diese selbstverständliche Frage. Eine seltsame Unruhe hatte von ihm Besitz ergriffen und raubte ihm die gewohnte Sicherheit.

Er fühlte die Verpflichtung, zu dem Kind seines Freundes nett zu sein, mit ihm zu plaudern. Gerade dies aber war eine Situation, der er sich nicht gewachsen zeigte.

Immer nämlich bisher, wenn sie hier am Strande zusammentrafen, der Freund mit seiner Familie und er, hatte sich der Generaldirektor Brigitte gegenüber mit einem burschikosen Händedruck, ein paar lustig-derben Worten begnügt. Dann waren die Erwachsenen ins Gespräch gekommen, und er hatte dieses Mädchen nicht weiter beachtet, von dem er eigentlich nicht mehr wußte, als das es Brigitte hieß.

Es galt, sich zu unterhalten, nett zu sein — das konnte des Freundes Tochter wohl erwarten. Aber wie unterhält man sich mit einem Kinde? Das ist eine Kunst, die gewiß geübt sein will. Er tappte da völlig im Dunkeln.

„Willst du nicht ein bißchen schippen?“ tastete der Generaldirektor. „Der Wall ist seit gestern wieder ganz heruntergetrampelt.“

„Nein, bitte“, entgegnete Brigitte. „Ich habe keine Lust heute.“

„Nun — und die Gymnastik?“ forschte der Generaldirektor mit einem etwas hilflosen Lächeln, „hast du dein tägliches Pensum schon erledigt?“

„Nein“, erwiderte das Mädchen in einem Ton, der den Mann entmutigte.

„Sie ist schlechter Laune“, dachte der Generaldirektor verzweifelt. „Launisch wie ein richtiges Weib — und ist doch nur ein Kind.“

War sie ein Kind? Er rechnete nach. Dreißig war er alt, als Gitta geboren wurde — er wußte das genau, denn er wäre ja beinahe ihr Pate geworden. Er hatte viel Mühe und Erfindungsgabe aufwenden müssen, um sich einem Ehrenamt zu entziehen, gegen das er, der Einzelgänger, eine junggesellenhafte Abneigung empfand.

Also wurde sie in fünf, sechs Monaten sechzehn. Also war sie ein Kind, ein richtiges Kind. Schwer, wirklich, sich mit einem Kinde zu unterhalten, wenn man solches so gar nicht gewohnt ist.

Er betrachtete sie verstohlen über seine Zeitung hinweg, in der er blätterte. Kindlich klar diese Stirn, die gewiß noch nichts von Sorgen und Kämpfen des Lebens wußte. Erstaunlich ernst und beinahe wissend freilich die braunen Augen, von langen, seideweichen Wimpern beschattet. Ein hübsches Mädel, ein reizendes, anmutiges Kind, ja — schlank und gerade gewachsen, mit sehr langen, biegsamen Gliedern.

„Sie wird einmal eine gefährliche Schönheit werden“, überlegte Herr Lingenberg mit Wohlgefallen. Und tat sich in Gedanken etwas zugut auf den prophetischen Scharfblick, mit dem er schon heute in der Raupe den künftigen Schmetterling entdeckte.

Aber dann hielt er sich an die Stirn, die kindhaft klare, und stürzte sich gleichsam mit einem Hechtsprung in ein Gespräch, dessen Albernheit und Belanglosigkeit er wohl empfand, das er aber diesem zarten, unreifen Wesen gegenüber für angepaßt hielt.

Sehr bald freilich lief er sich an den einsilbigen Antworten des Mädchens fest. „Sehr aufgeweckt scheint die Gitta gerade nicht zu sein“, stellte er mit leisem Bedauern fest. „In der Beziehung hat sie von meinem Freunde Westphal nicht allzuviel geerbt.“ Und er beendete die Qual dieser sehr einseitigen Unterhaltung, indem er plötzlich und übergangslos aufsprang und seinen Entschluß, zu baden und ein Stück hinauszuschwimmen, bekannt gab.

„Ich werde schon fort sein, inzwischen“, meinte Brigitte und reichte ihm die Hand.

„Nanu?“ staunte der Generaldirektor und machte ein bedauerndes Gesicht. „So früh willst du fort? Und kannst doch sonst nicht genug kriegen von Sonne, Luft und Wasser?“

„Ich bin schon sehr lange hier — schon seit sieben Uhr früh“, log das Mädchen. „Da ist es nun genug.“

„Seit sieben Uhr schon?“ meinte der Generaldirektor. „Dann allerdings . . .“ Und er drückte ihr die Hand, lachte onkelhaft und ging hinunter, zum Wasser.

Brigitte starrte ihm nach. Die Sonne spielte auf seinem schon gebräunten Rücken, auf diesem ganzen, mit Ernst und Eifer und Sorgfalt schlank und muskulös gehaltenen Körper, der mehr auf einen Sportler als auf einen Geschäftsmann schließen ließ.

„Was hat er nur heute?“ quälte sie sich. „Er sprach ja mit mir wie mit einem kleinen Kinde. Zu albern! Und dabei hatte ich mich so auf diesen Vormittag gefreut!“

Sie schürzte die jungen, roten Lippen — eine brennende Feuchtigkeit stieg ihr in die Augenwinkel.

Aber sie wollte nicht weinen. Sie warf den Bademantel über den Arm und stapfte durch den tiefen Sand hinauf zur Promenade. Ging in den Kurgarten und promenierte dort auf und ab, schön und unnahbar, wie . . . tatsächlich wie eine Dame!

Soldat im Moor.

Skizze von Alfred Boestfleisch.

Der Soldat Stiller kroch wie ein Tier auf allen Vieren durch den Schlamm, hielt eine Weile still, sah links, dann rechts und schlich dann wieder vor. Die Ortschaft lag wie tot.

Schon kroch er seinen Weg zurück; der Schlamm umschmeichelte die Beine, seine Knie, die Splitter ritzten seine Haut, der Dreck quoll zwischen den Fingern durch, er schluckte Schlamm, sobald er seinen Kopf zur Erde ducken mußte. Verflucht, er spuckte aus.

Die Wache in dem vorgeschobenen Trichter rief: „Wer da?“

„Gut Freund!“ Da fiel die angeklaubte Erde von seinem Munde ab.

„Parole?“ — „Toter Mann!“
Die Posten sprachen leise miteinander. Die Gewehre brachten sie in Anschlag und stierten dann nach vorn, als wollten sie zugleich mit Augen und Gewehr die Dunkelheit durchdringen.

Langsam tappte Stiller wie ein Sumpftier weiter. Es klatschte manchmal in den Pfützen. Ein Klumpen Erde brach vom Rand des Loches ab und fiel nach unten auf den Grund. Ein unterdrücktes Fluchen kam; ein Ziehen, Rutschen gab's. Dann saß er drin.

Vom Feinde hochgeschossen, sprang so ein Biest von Kugel nach der andern auf. Die Nacht war hell, die Gewehre knatterten und streuten Blei und Eisen auf das Vorfeld aus.

Die Soldaten saßen tief gebückt. Keiner sprach ein Wort. Nur die Augen gingen hin und her. Zuweilen spritzte etwas von dem Trichterrand und fiel auf ihre Schultern. Nach einiger Zeit war wieder alles still.

Mit dem abgelösten Posten stapfte Stiller dem Graben zu, machte seine Meldung im Unterstand der Kompanie und haute sich aufs Ohr, schlief ein. — —

Stiller war genau so, wie sein Name ist. Er spricht nicht viel, und wenn er etwas sagt, kommt immer nur der eine Satz aus ihm heraus: „Der Mensch ist größer als das Moor.“ Sein Körper ahnt die Zähigkeit und auch die unbeholfene Klobigkeit des Moors. Er kennt das Moor. Er hat ein kleines Haus dicht daran, mit Frau und Kind. Gerackert hat er da von früh bis spät für drei. Dann kam der Krieg. Jetzt liegt er hier. Er bekommt nur selten einen Brief, und wenn er einen kriegt, ist er nur dünn. Es steht nicht viel darin. Die Zeilen sind ganz steil und weit von ungelenkiger Hand. Da steht alles ihm vor seinem geistigen Auge: das Haus, sein Weib, das Kind und auch der zähe Schlamm, das Moor. Verdammt, da soll doch gleich — —! Na ja, wir schaffen's schon. Dahinter steht die Heimat, herrlich schön.

Und wieder kam die Nacht. Der Wind ging scharf. Der Nebel flatterte im Vorfeld wie Gespinst. Da schlich sich Stiller abermals hinaus und kroch dem Feinde zu, denselben Weg wie in der Nacht vorher. Der Nebel deckte ihn; er hustete. Himmel! Gestalten tauchten vor ihm auf und kamen auf ihn zu. Zwei, drei und mehr. Na, wenn schon, denn schon los! Er ballerte, dann heulte, knatterte die ganze Front. —

Mit einem Schuß im Leibe kroch er seinen Weg zurück, quer über die Trichter weg und blieb zuletzt in einem Loche liegen. Der Dreck fraß sich an seinem Körper hoch und schob sich wie ein plumpes Ungetüm nach seinem Halse hin. Er wehrte ab, er schrie. Sein Kopf sank tief. In schwerer Dämmerung stand vor ihm das Moor, das schon gebändigt war, und auch das Haus mit Frau und Kind. Darüber blauer Himmel, der alles wie ein breiter Bogen überspannte. Er lachte wie im Traum: „Der Mensch . . .“ Da schlug die letzte Welle über ihm zusammen.

Der Sonderling.

Eine Geschichte vom Wasserschwätzer,

erzählt von Max Geißler.

Es geht ihm wider die Natur, gekannt zu sein; aber er lebt allenthalben, wo Bäche durch Wälder wandern, einsam wie er selber. Gut angezogen geht er, so zwischen Moosgrün und Schwarz; hat eine rahmweiße Hemdbrust und eine rostrote Weste, tief ausgeschnitten. Singt und plaudert den ganzen Tag „Vom Wasser haben wir's gelernt“, wie alles, was er kann. Und dennoch: seine Einsiedelei ist so groß, daß er selbst seine Kinder aus dem Revier weist, sobald sie flügge sind. Und auch seine Frau — „Im Frühjahr auf Wiedersehen!“ Der Abschied geht ihm natürlich nahe, aber gegen Lebensregeln verstößt er nicht.

Einmal hatte solch ein Sonderling Freundschaft geschlossen mit dem Büblein eines Holzfällers, dessen Hütte am Waldbach stand. Florian nannte ihn der Junge. Einst saß der Knabe am Wehr, das dort seinen Vorhang von rauschenden Wassern vor eine meterhohe Steinstufe spannt . . . Und was geschah? Florian kam im Eilflug heran und schlüpfte durch die Wassergardine, mittenhindurch! Selbstmordabsichten hatte er keineswegs, denn er kam unversehrt wieder heraus, schüttelte die Spritzer vom Ölrock und sang. Und doch ist er weder ein Sing- noch ein Stelzvogel.

Von jenem Tag ab beobachtete das Holzhauerbüblein den Sonderling mit inniger Hingabe. Wieder sah es, wie der Florian durch die brausende Wehrflut schloff, ganz in behaglicher Gewohnheit, denn hinter der Wassergardine hatte er in dieser Zeit seine Kinderstube — der Sicherheit halber! Mit der Sonne kam der Knabe aus dem Blockhaus und titscherte flache Steine über den Bach. Der Wasserschwätzer saß verärgert zwischen Ufergestein und sah aus, als denke er über den Daseinszweck solch eines dummen Menschenjungen nach. Nun kam er gar mit einem Schmetterlingsnetz und haschte stecknadelgroße Forellen. Als er ein paar solcher Glitzerlinge erwischt hatte, kippte er das Netz über dem Ufersande um und — jetzt kam das Seltsame: „Komm, Florian, es gibt Fische!“ Die Menschensprache verstand der Vogel natürlich nicht, aber das Wässerlein lief ihm im Schnabel zusammen, als er die Wackelschwänze zappeln sah. Einen nach dem andern nahm er im Fluge. Der Bube hatte sein Herz gewonnen.

Später stellte sich Florian allmorgendlich am Holzhackerhaus ein, wo ihm der Knabe ein Frühstück auf das Fensterbrett legte. Aber weiterhinein in die Stube ging er um keinen Preis. Man kann nie wissen... Menschen sind zuzeiten eine niederträchtige Einrichtung!

Das Verhältnis gestaltete sich noch inniger. Nicht etwa im frostharten Winter, denn da tummelte sich Florian in der klaren Flut, als sei es Mitsommer. Nein, nein es war in der Zeit, da der Regen sich wie Bindfäden zwischen Himmel und Erde spannte. Der Bach stürzte lehmgelb durch den Wald, und der Wasserschwätzer war übel dran, denn es hat keinen Zweck, unter derartigen Verhältnissen den Taucher zu spielen. In der gelben Brühe ließ sich kein Fischlein entdecken, und die Insekten saßen in ihren Verstecken. In diesen tristen Tagen hätte am Ende selbst Florian das Singen vergessen, wenn ihm nicht auf dem Fensterbrett der Tisch gedeckt worden wäre. Man sieht: auch das Vertrauen geht durch den Magen.

„Seine Art singt sich sogar ins Sterben!“ erzählte eines Tags der Holzhauer. „Wenn solch einer merkt, daß seine Zeit herum ist, jubelt er sich noch einmal selig vom Bachrand empor bis an die Wipfel des Waldes und singt ein Preislied für den Schöpfer aller Dinge. Und dabei bricht ihm das Herz.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.